

## 9.

### VERSROMAN I: HISTORISCHER UND ,REALISTISCHER' ROMAN

Lit.: DLFMA – GDLABN – GRLMA IV – GLMF IV u. V – KLL – LMA – NHL – RDL – VL – Gröber 1902 – Suchier 1913 – Manitius 1931 – Raby <sup>2</sup>1957 – Köhler <sup>2</sup>1970 – Bertau 1973 – Wehrli <sup>2</sup>1984 – Schöning 1991 – Knapp LG I 1994 – Das Mittelalter in Daten 1993 – Sachwörterbuch der Mediävistik 1992 – Kelly 1992 – Zink 1992 – Haug <sup>2</sup>1992 – Hausmann 1996 – Kindermann 1998 – Lienert 2001 – Wolfram von Eschenbach 2011.

Der deutsche Ausdruck „Roman“ ist ein Lehnwort aus dem Französischen. Hier existiert das Wort schon seit dem Mittelalter, meint auch meist ein Genre, das dem modernen Roman zumindest verwandt ist, ursprünglich allerdings allgemein einen erzählenden Text in der romanischen Volkssprache im Gegensatz zu einem lateinischen: afrz. *romanz* aus lat. *romanice*. Im 12. Jh. ist ein *romanz* (wofür auch *conte* oder *estoire* stehen können) ausschließlich in Versen (zumeist paargereimten Achtsilbern, entsprechend mhd. Vierhebern) abgefaßt. Erst im 13. Jh. tritt auch die Prosa hinzu, die dann den Roman der Neuzeit durchwegs kennzeichnet. Im Mhd. heißen in der Regel alle erzählenden Texte *maere*. Die neue Prosagattung nennt man im Deutschen erst seit dem Ende des 17. Jh. Roman. Dem Prosaroman des 13. Jh. wird auch im vorliegenden Buch ein eigenes Kapitel vorbehalten (Kap. 12). Kap. 10 und 11 werden nach den thematischen Schwerpunkten ‚Artus‘ und Gral ausgesondert. Alles übrige ist in Kap. 9 vereint, eine ziemlich uneinheitliche, bunte Menge. In dem dafür behelfsmäßig gewählten Titel steht das zweite Adjektiv, ‚realistisch‘, in Anführungszeichen, um gleich vorneweg den poetologischen Begriff des Realismus des 19. Jh. fernzuhalten. Davon wird noch die Rede sein. Bei dem Adjektiv historisch fehlt dagegen jede Apostrophierung, weil schon im Kap. 7 und 8 über die mittelalterliche Vorstellung der Historie und den Einschluß der Pseudo-Historie diskutiert wurde, desgleichen über die Abgrenzung des (pseudo-)historischen Romans vom (pseudo-)historischen Epos. Eine gewisse Willkürlichkeit dieser Abgrenzung war schon dort zuzugeben. Auf diese Weise sind *König Rother* und *Herzog Ernst* an der Seite der *Kaiserchronik* in Kap. 7 verblieben. Der afrz. und mhd. *Alexanderroman* finden als Vorläufer dagegen hier ihren Platz.

Vorangehen soll aber ein ganz isolierter Vorläufer, der lat. *Ruodlieb*, der noch dem (wahrscheinlich späten) 11. Jh. angehört. Nicht nur das frühe Datum, sondern auch

der miserable Erhaltungszustand und die vielen ungelösten Rätsel dieses faszinierenden Opus, des – nach B. K. Vollmann – „ersten uns bekannten fiktionalen Romans“ (Frühe deutsche Literatur 1991, Komm., S. 1306; Ausgabe und Übers. des Werks ebd., S. 388–551), rechtfertigen die folgende eher cursorische Behandlung. Als Verfasser darf wohl ein Mönch im bayerischen Kloster Tegernsee gelten. Überliefert sind 17 Fragmente, davon zwei in St. Florian in Oberösterreich, die übrigen im zerschnittenen Codex Latinus Monacensis 19486 in München (vermutlich dem Autograph) mit insgesamt 2306 von den ursprünglich vielleicht rund 3800 leoninischen Hexametern. Die rekonstruierbare Handlung erzählt von einem Ritter (*miles*) namens Ruodlieb aus edlem Geschlecht (*prosapia progenitus generosa*), welcher nach unbelohnten Diensten verarmt die Heimat verläßt, das Vertrauen eines mächtigen Königs (*rex maior*) erringt und zum Anführer von dessen Truppen ernannt wird. Bei einem Grenzkonflikt feiert er dank seiner Erfahrung einen raschen Sieg über die Gegner, denen er einen ehrenvollen Frieden anbietet. Ein Brief der Mutter ruft Ruodlieb in die Heimat zurück, wo seine Widersacher inzwischen verstorben sind. Bei seinem Abschied gibt ihm der König zwölf weise Ratschläge mit auf den Weg. Einige davon bewähren sich auf der Reise bei Erlebnissen mit einem rothaarigen Rechtsbrecher im bäuerlichen Lebenskreis. Auf einem Schloß zeigt Ruodlieb seine Kunstfertigkeiten und richtet am Hof seiner Mutter die Hochzeit seines Neffen aus, der sich in jenem Schloß in die Tochter der Gastgeberin verliebt hat. Auf Wunsch der Mutter begibt Ruodlieb sich selbst auf Brautschau, entlarvt aber die ihm zgedachte Frau als Pfaffendirne. Doch ihm ist offenbar eine edlere Verbindung bestimmt. Er wird in einen Kampf mit einem Zwerg verwickelt, der, nachdem er von Ruodlieb besiegt worden ist, diesem den Schatz des Königs Immunch und seines Sohns Hartunch sowie die Hand Heriburgs, der Tochter Immunchs, verspricht. Mehr enthalten die Fragmente nicht. Ob der Autor das Werk vollendet hat, läßt sich nicht sichern. Es ist auch gewiß nicht nur der bruchstückhaften Erhaltung zuzuschreiben, daß die drei Hauptteile der Handlung kein sehr festes Band zusammenknüpft. Die deutlichste Inkonsistenz besteht in der Verwendung der Personennamen. Ganz überwiegend heißen die Personen nur nach ihren gesellschaftlichen Funktionen: Mann, Frau, Mutter, Neffe, Ritter, Jäger, König, Fürst, Graf etc. Falls damit historische Ereignisse verschlüsselt werden sollten (Bertau 1973, S. 109), was möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich ist, besteht der Haupteffekt trotzdem in erster Linie in einer merklichen Nähe zum Predigtexempel und dessen Vorbild, der biblischen Parabel. Mit *quidam* [...] *vir* „ein gewisser Mann“ beginnt der *Ruodlieb*, mit *homo quidam* fast jedes zweite biblische narrative Gleichnis (s. Kap. 13). Ruodlieb heißt dieser Mann zum ersten Mal in Fragment V 223 bei der Begegnung des Helden mit dem Boten der Mutter gegen Ende des ersten Teils, jedoch nur aufgrund einer Korrektur des Autors in seinem eigenen Manuskript, der den sonst erst seit Ruodliebs Rückkehr ins Land der Mutter (XII 75) üblichen Namen schon hier vorweggenommen hat. Erst ganz am Schluß des erhaltenen Texts, wo sich die Atmosphäre gänzlich verändert (XVII 85–128; XVIII 1–32), tritt noch eine ganze Reihe weiterer Namen hinzu. Die Namen der

beiden Geschwister Hartunch und Heriburg staben sogar mit \*Hruodliob, der ahd. Form von Ruodlieb. Die Namen sind der germanischen Heldensage geläufig. Sowohl im mhd. *Eckenlied* wie in der an. *Thidrekssaga* begegnet ein Ruodlieb/Rozleif in Zusammenhang mit einem Zwerg und einem Schatz. Auch der Traum von Ruodliebs Mutter vom Kampf des Sohnes mit zwei mächtigen Ebern atmet Heldensagenluft. Der hier offenbar angepeilte glückliche Ausgang hat in der Forschung zur Assoziation mit dem Märchen Anlaß gegeben, obwohl die Sage bzw. Heldensage, woraus der *Ruodlieb* sich hier offenbar bedient hat, gattungsmäßig das genaue Gegenteil ist (vgl. Knapp II 2005). Der *Ruodlieb* ist damit, zumindest im Schlußteil, ein wichtiges, wenngleich bruchstückhaftes, frühes Schriftzeugnis für die mündliche Tradition der Heldenepik, während die Erfüllung der weisen Ratschläge im Mittelteil des Werks die wichtigsten Stoffparallelen in der Tat in Märchen der internationalen Folklore hat (AaTh 910 A/B). Die Ratschläge sind meist rein praktischer Natur, z. B. „Verlaß nicht die Fahrstraße!“ oder „Übernachte nicht bei einem alten Mann mit einer jungen Ehefrau!“ Doch der König mahnt auch zu häufigem Kirchenbesuch, zum Fastenbrechen um eines anderen Menschen willen (vgl. *Regula Benedicti* 53, 10) und zur Vermeidung einer Ehe mit der eigenen Magd (nach dem biblischen Buch der Sprüche 30,23). Spirituelles Gedankengut kann freilich im Werk eines Mönchs am wenigsten überraschen. Es begegnet natürlich auch anderswo in dem Werk, so im Ebertraum der Mutter, vor allem aber im Verhalten des *rex maior*, worin sich die cluniazensische Lehre des 11. Jh. vom *rex iustus et pacificus* und die Gottesfriedensbewegung spiegeln. Doch die gesamte Handlung spielt außerhalb der Kloster- und Kirchenmauern und ist so prall von Details aus dem täglichen Leben am Königshof, am Adelsitz und am Bauernhof, daß die Forschung den *Ruodlieb* seit seiner Entdeckung im 19. Jh. als kulturhistorische Fundgrube benutzt hat. Typologisch hebt sich das Werk dadurch aber eindeutig als Roman von den verwandten Gattungen Legende, Bibel-, Geschichts- und Heldenepos ab, durch den Detailreichtum aber zugleich auch von den ‚Einfachen Erzählformen‘, die in den Exempelsammlungen auftreten. Die mannigfaltigen mündlichen Anregungen sind offenbar auch erstaunlich selbständig verbunden und ausgesponnen worden. Daß dieser Roman über das Stadium eines Experiments hinausgelangt sei, haben auch die einläßlichen Strukturanalysen von Haug (*Ruodlieb I* 1974) und Vollmann 1993 nicht beweisen können. Gewiß haben wir die Geschichte eines Aufstiegs aus der Verbannung durch Prüfung und praktische und ethische Bewährung zur königlichen Erhöhung vor uns. In der Mitte dieses Aufstieges stellt die Heimreise eine Periode des Übergangs mit der Demonstration der Fähigkeiten und Erkenntnisse gegenüber geeigneten Neben- und Kontrastfiguren dar. Dabei erweist sich Ruodlieb durchaus als ein *redresseur de torts* wie später der Artusritter. Doch die Spannung einer romanhaften ‚Aventüre‘ baut sich höchstens ansatzweise auf und mündet auch keineswegs folgerichtig in die Heldensagenwelt am Ende. Wenn der Autor tatsächlich die Namenlosigkeit des Helden im ersten Teil als Signum seiner Erniedrigung verstanden haben sollte (Vollmann, in: *Frühe deutsche Literatur* 1991, S. 1314), so bleiben alle übrigen Mitspieler doch

weiterhin parabelhaft anonym – im Gegensatz zu den Heldensagenfiguren des Schlusses. Wie ein nur teilweise gelungener Versuch wirkt auch die sprachlich-metrische Gestaltung, die deutlich mit Syntax und Reim kämpft und mitunter die Volkssprache – und nicht nur in den wenigen eingestreuten deutschen Wörtern – durchscheinen läßt. Als Schullektüre war ein solcher Text nicht besonders gut geeignet. Aber wofür sollte er sonst bestimmt gewesen sein? Eine weltoffene benediktinische Seelsorge zeigt hier offenkundig Wege für eine Verbesserung der sittlichen, familiären und gesellschaftlichen Ordnung jenseits der Klostermauern auf. Wie der Text sie hätte an den Mann bringen sollen, bleibt uns verborgen. Von einer Rezeption haben wir außer dem Doppelblatt in St. Florian gar kein Zeugnis.



Nicht an den *Ruodlieb*, sondern wiederum an Legende, Bibel-, Geschichts- und Heldenepos in Latein und Volkssprache schließen die volkssprachlichen Versromane des 12. Jh. an, aber auch an den spätantiken Prosaroman, soweit er ins Mittelalter gelangt ist, sei es im lat. Original oder in lat. Übersetzung aus dem Griechischen. Solche Romane sind die *Historia Apollonii* aus dem 5./6. Jh., die Trojaromane des Dares (lat. Übersetzung des 5./6. Jh.) und Diktys (lat. Übers. des 4. Jh.), der zu Unrecht dem Historiker und Philosophen Kallisthenes zugeschriebene Alexanderroman (3. Jh.), der in mehreren lat. Versionen im Mittelalter (von Julius Valerius, 4. Jh., Leo von Neapel, 10. Jh., u. a.) bekannt wurde, mitsamt einigen sie begleitenden, dann teilweise inkludierten kleineren Schriften, die v. a. Alexanders Indienfeldzug betreffen. Da sie alle höchstwahrscheinlich von ihren Autoren und Redaktoren als *historia* aufgefaßt, auf jeden Fall aber im Mittelalter so eingeschätzt wurden, mußte jede Versbearbeitung dem Geschichtsepos nahestehen. Daß aber doch graduelle Unterschiede bestehen konnten, zeigt das Beispiel der oben in Kap. 7 besprochenen *Alexandreis* Walters von Châtillon. Dieser lehnt die antiken Alexanderromane mit ihren exotisch-wunderbaren Elementen als stoffliche Grundlage ab, wählt statt dessen dafür die historiographische Darstellung von Q. Curtius Rufus (1. oder 2. Jh. n. Chr.), distanziert sich sogar teilweise von den mythologischen Epen von Vergil und Statius und will mit dem historischen Epos *Bellum civile* von M. Annaeus Lucanus (39–65 n. Chr.) konkurrieren. Der römische Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius liegt allerdings trotz der Popularität Lucans im lat. Schulunterricht mittelalterlichen Bearbeitern thematisch – im Gegensatz zu Troja, Aeneas und Alexander – dem Mittelalter ferne. An Troja schließen sogar pseudohistorische Ursprungssagen etlicher mittelalterlicher Reiche (Imperium Romanum, Britannien, Frankreich) direkt oder indirekt an. Das Mittelalter stand ja – wie schon in Kap. 6 zu konstatieren war – grundsätzlich in einem Verhältnis der Kontinuität zur Antike, in wesentlichen Punkten aber auch in einem Spannungsverhältnis, insbesondere soweit es die heidnische Antike betraf. In den Bereichen Gesellschaft, Bildung und Wissenschaft versuchte man sich möglichst eng an die Antike

anzuschließen und übersah – bewußt oder unbewußt – die zahlreichen Differenzen. Man konstruierte nicht nur eine *translatio imperii*, sondern auch eine *translatio studii* und selbst eine *translatio militiae*. Namentlich Frankreich beanspruchte eine Übertragung von Rittertum und gelehrtem Wissen, *chevalerie* und *clergie*, von der griechischen Antike über Rom nach Frankreich. Ein ganz wesentliches Vehikel dafür sollte der volkssprachige Antikenroman (*roman d'antiquité*) sein, der freilich damals nicht so hieß und auch durchaus Merkmale des Helden- und Geschichtsepos trug. Bei Alexander dem Großen nahm man das kriegerische Element offenbar so wichtig, daß man die Bearbeitungen formal an das afrz. Heldenepos (in Laissen!) anschloß und gelegentlich auch als *chansons* bezeichnete, weil sie ja gesungen wurden. Seltsamerweise wurde dieses Unterscheidungsmerkmal der äußeren Form, das uns doch so wichtig erscheint, in den afrz. Gattungsüberlegungen um 1200 (G 281–286) nicht ins Treffen geführt. Jean Bodel aus Arras, ein vielseitiger Berufsliterat (s. Kap. 13), schreibt im Prolog zu seinem Heldenepos *Chanson des Saisnes*, V. 6–11 (afrz. Text in: Französische Literaturästhetik 1969, S. 6 f.):

Es gibt nur drei Stoffe (*materes*) für einen klugen Menschen: von Frankreich (*France*), Britannien (*Bretaigne*) und dem großen Rom (*Romme la grant*). Etwas diesen drei Stoffen Vergleichbares gibt es nicht. Die Geschichten von Britannien sind nichtig und ergötzlich (*vain et plaisant*) und die von Rom weise und sinnvermittelnd (*sage et de sens apendant*), die von Frankreich sind alle Zeit eindeutig wahr (*voir chascun jour aparant*).

Hinter dem, was hier als „wahr“ bzw. als „nichtig und ergötzlich“ bezeichnet wird, werden sofort *historia* bzw. *fabula* als lat. Modelle sichtbar (s. Kap. 6). Nun nennt Jean Bodel zwar keine Gattungen, sondern nur die darin verwendeten Stoffe. Aber in einem anderen Heldenepos, der *Bataille Loquifer* (Anfang 13. Jh.) nennt der Erzähler als Alternative zur eigenen Gattung, der *chanson* (scil. *de geste*), die *fable* und meint damit den Höfischen Roman. Oberstes Kriterium ist für beide Autoren also der Bezug zur Wirklichkeit, genauer: zur historischen Faktizität. Den Antikenroman (*roman d'antiquité*) kann oder will Jean Bodel, der ja für sein eigenes Heldenepos wirbt, hier offenbar keinem der beiden Seiten zuordnen und zieht sich auf das Charakteristikum der Wissensliteratur zurück. Dieses gilt bis zu einem gewissen Grade für den Versroman insgesamt im Gegensatz zur ‚volkstümlichen‘ *Chanson de geste*, was Jean Bodel wohl wissen mußte. Die Ausnahmestellung des *Alexandre* in gesungenen Laissen setzt sich in den deutschen Bearbeitungen nicht fort. Einen Anschluß an die Strophik des mhd. Heldenepos hat man offenbar nie erwogen. Man ersetzt die gesungenen Laissen durch den rezipierten paargereimten Vierheber aus dem frühmittelhochdeutschen Bibel- und Geschichtsepos (s. Kap. 7), im *Rolandslied* wie im *Alexanderlied*.

Auch zeitlich kommt im romanischen (wie dann im deutschen) Bereich dem *Alexanderroman* eine Vorreiterrolle zu, und zwar in der ziemlich rätselhaften Fassung eines **Alberic von Bisinzo** – dies der Beiname bei dem mhd. Bearbeiter Lamprecht (s. u.). Ist damit Besançon, Pisançon, Briançon oder anderes gemeint? Das Werk ist

nur in einer einzigen Handschrift, Florenz, Bibl. Laurenziana, Plut. LXIV, 35 (1. Viertel 12. Jh.), offenbar bald nach seiner Entstehung in einen freigehaltenen Raum einer lat. Curtius-Rufus-Handschrift eingetragen, hier aber schon nach 105 Versen abgebrochen worden, weil dem Schreiber in seiner Vorlage nicht mehr zur Verfügung stand, wie er mit dem *Vacat*-Zeichen am Ende bekennt. Die Sprache des Fragments ist ein seltsames Kunstprodukt aus afrz., aprov. und lat. Formen und Wendungen (vgl. Ausg. v. Mölk u. Holtus 1999, S. 593–602; Übers. S. 618 f.). Die klerikale Prägung des Textes tritt gleich zu Beginn mit einem Bibelzitat zutage (Laisse I = V. 1–8):

*Dit Salomon al primier pas  
quant de son libre mot lo clas:  
„Est vanitatum vanitas  
et universa vanitas“.  
Poyst lou me fay m'enfirmitas,  
toylle s'en otiositas;  
solaz nos faz' antiquitas  
que tot non sie vanitas!*

Salomon sagt an der ersten Stelle, wenn er die Stimme seines Buches verlauten läßt: „*Est vanitatum vanitas et universa vanitas*“. Da mir meine Hinfälligkeit den rechten Platz zuweist, entferne sich die Untätigkeit; Freude bereite uns das Alter, damit nicht alles eitel ist!

Alberic zitiert den Anfang des Buches Prediger: „Nichtigkeit der Nichtigkeiten, und alles (ist) Nichtigkeit“ (Ecl 1,2), einen der weltverneinendsten Sätze des Alten Testaments, sieht sich durchaus als Teil dieser hinfälligen Welt, setzt aber einen sehr beliebten Topos in mittelalterlichen Werkprologen, den Aufruf zur Vermeidung des Müßigganges (*otiositas*), daneben. Das Gebot der Tätigkeit soll hier nicht nur wie üblich das in Angriff genommene Werk rechtfertigen, sondern sogar Freude bereiten, damit doch irgendetwas im Leben der *vanitas* entrinnen möge. Unter der dann genannten *antiquitas* hat die Forschung meist die Vorzeit, die Antike, verstanden, deren gewähltes Beispiel dann Alexander sei. Für W. Haug ist das ein gewaltiger Schritt über die geistliche Weltsicht der Zeit hinaus: „Alexander soll den Pessimismus der salomonischen Vanitas-Formel widerlegen! Das ist ein unerhörter Gedanke; es dürfte nicht leicht sein, aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts Parallelen beizubringen“ (Haug <sup>2</sup>1992, S. 85 f.). Die letzten Editoren, Mölk und Holtus, übersetzen das lat. Wort allerdings mit „Alter“ (des Autors). Damit wäre einer bedeutsamen literaturgeschichtlichen Weichenstellung der Boden entzogen – ein warnendes Beispiel für die Abhängigkeit solcher weitreichender Urteile von philologischen Detailentscheidungen. Aber zwingend ist diese Übersetzung nicht, weil die lat. Bibel, das nächstliegende Muster, nur die Bedeutung „Vorzeit“ kennt. Andererseits zielt Alberics Rechtfertigung nicht auf eine grundsätzliche Aufhebung des salomonischen *vanitas*-Spruchs, so wenig umgekehrt der Prediger in seinem Buch die Lebensfreude verbietet, sofern sie nur Gottesfurcht einschließt. Gleichwohl könnte der deutsche Pfaffe (*clericus*) **Lambrecht** in seiner Bearbeitung diesen Satz weggelassen haben, weil er ihn für zu kühn hielt. Sonst schließt er sich ziemlich eng an die Vorlage an. Ob dies auch in jenem viel größeren Teil der Fall gewesen ist, von der die Vorlage nicht mehr erhalten ist, können wir natürlich nur vermuten. Überdies kennen wir auch Lambrechts Werk, das vermutlich ca.

1150/60 im moselfränkischen Raum entstanden ist, nur in späteren Bearbeitungen, dem *Vorauer Alexander* (bairisch-österreichisch, um 1160?, 1533 V., Bruchstück?), dem *Straßburger Alexander* (rheinfränkisch, um 1185?, 7302 V.) und dem *Basler Alexander* (alemannisch, Ende 13. Jh.?, 4734 V.). Nur die Fassung der Vorauer Hs. steht dem Original aber noch wirklich nahe.

Der gesamte Komplex der mittelalterlichen Alexanderdichtungen ist natürlich ein viel zu weites Feld, um hier überblickt zu werden (vgl. Alexanderdichtungen im Mittelalter 2000; Lienert 2001, S. 26–71; GLMF IV, 2014, 35–78). Stichproben müssen genügen. Alberic folgt v. a. Julius Valerius, aber auch anderen lat. Quellen. Er preist Alexander als den mächtigsten König aller Zeiten, lehnt seine dubiose Abkunft von einem Zauberer (dem Ägypterkönig Nektanebus der Tradition des Pseudo-Kallisthenes) ab, berichtet von seinen Eltern, Philipp von Makedonien und Olympias von Epirus, den Wunderzeichen bei der Geburt Alexanders, seiner wunderbaren Stärke und Gestalt, seinen Lehrmeistern in Lebensführung und Wissenschaften (Griechisch, Latein, Hebräisch, Armenisch, Schönschrift, Recht, Kampftechnik, Musik, Astronomie). Lambrecht setzt – nach Ende des erhaltenen Fragments der Vorlage – noch die Anwendung astronomischer Kenntnisse für die Schifffahrt hinzu, eine Lehre, die er seltsamerweise Aristoteles zuteilt (der in der historischen Realität Alexanders Lehrer war). Das Wunderkind wächst an Körper und Geist rascher als alle anderen. Mit zwölf Jahren ist seine Erziehung beendet. Mit fünfzehn zähmt er das unbezähmbare Pferd Bucephalus durch seinen bloßen Blick. Es folgen die ersten Kriegstaten und die Verweigerung der Zinszahlung an die Perser. Im zweiten Teil des Werks beschließt Alexander mit zwanzig Jahren als Nachfolger des verstorbenen Vaters den Krieg gegen Darius, er erobert Sizilien, Italien, Nordafrika, Palästina, hier mit größtem Aufwand die Stadt Tyrus, dann, nachdem ihn Darius nochmals zu demütigen versucht hat, das Zentrum des Perserreiches jenseits des Euphrats in zwei gewaltigen Schlachten. Schließlich schlägt er Darius den Kopf ab (V. 1524–33, Ausg. u. Übers. v. Lienert 2007):

*Mit tem selben worte  
sô gab er im mit dem swerte  
ainen slach, der was mâre gröz,  
daz imz houbet vür das march scôz.  
Dâ geschiet sich daz volkwïc.  
Sus saget uns maister Albrich  
unde der guote phaffe Lampret.  
Diz liet ist wâr unde reht.  
Hie dûhte siu beidi diu mât.  
Nû ist zit daz lâzen.*

Mit eben diesen Worten versetzte er [Alexander] ihm [Darius] mit dem Schwert einen Schlag, der war außerordentlich heftig, so dass ihm das Haupt vor das Pferd fiel. Dort entschied sich die Völkerschlacht. So berichten uns Meister Alberic und der edle Kleriker Lambrecht. Diese Dichtung ist wahr und richtig. Hier schien sie ihnen beiden richtig bemessen. Nun ist es Zeit, damit aufzuhören.

Außer Alberic und Lambrecht hat hier noch der ungenannte Redaktor oder Schreiber das Seine beigetragen; wer was und wieviel, bleibt unklar. Wieweit die Überlieferung an den holprigen, vielfach unrein gereimten Versen Schuld trägt, wissen wir auch nicht. Die acht Achtsilber der zitierten Laisse aus Alberics Text tragen zufällig reine

Reime, wobei allerdings fünf Reimwörter lateinisch sind. Im weiteren herrscht aber die übliche Assonanz der *Chanson de geste*. Die Zahl der Verse in den *Laissen* wechselt von sechs bis zehn. Wer auch immer die Schuld an dem Schluß des mhd. Textes trägt, ist einer verbreiteten Tradition der Bibelexegese vom Tod des Darius durch Alexander gefolgt, nicht den romanhaften oder historiographischen Berichten, die ja weitere bedeutende Eroberungen und den jähen Tod des Helden (meist durch Gift) enthalten. Lambrecht weist auch, bevor er seinen Gewährsmann Alberic im Prolog nennt, schon auf die Erwähnung Alexanders im Ersten Buch der *Makkabäer* hin (1 Mcc 1,1). In V. 473–478 wird der Kampf zwischen Alexander und Darius als der Kampf von Ziegenbock und Widder im visionären Traum Daniels (Dn 8,3–26) gedeutet. Die vielen Anspielungen auf Orte biblischer Ereignisse verstärken die Ausrichtung auf die heilsgeschichtliche Rolle Alexanders im Ablauf der vier Weltreiche (s. Kap. 6). Das macht ihn aber keineswegs zu einem Idealherrscher. Nicht nur die Kriegsgreuel werden ihm angelastet, sondern überhaupt seine Machtgier und sein Hochmut. Das Beiwort Alexanders, *wunderlich*, bezeichnet ihn als Objekt der Verwunderung, doch zugleich als *Fascinosum* und *Tremendum*. Bei der Suche nach romanhaften Elementen werden wir kaum fündig. Höfisches Leben wird höchstens ansatzweise beschrieben, Minne schon gar nicht. Nur die aus den antiken Quellen entnommene Kindheitsgeschichte hat eine gewisse Vorbildfunktion für Romangestalten wie Tristan und Lancelot.

Gehört also der *Vorauer Alexander* (und damit wohl auch Alberics Werk) vielleicht doch eher der Gattung des historischen Epos an, so nehmen spätere volkssprachliche Bearbeitungen aus den antiken Quellen immer mehr an wunderbaren Elementen auf. Von den einschlägigen französischen Texten ist v. a. der große *Roman d'Alexandre* von ca. 1180 zu nennen, eine teilweise überarbeitete und erweiterte Kompilation eines gewissen **Alexandre de Paris** (geboren in Bernay in der Normandie) aus diversen wenig älteren Vorstufen, die, soweit sie auch extra überliefert sind, zusammen mit der Kompilation in der Ausgabe von E. C. Armstrong u. a., 7 Bände, 1937–76, vereinigt sind (Auszüge aus Bd. II u. III mit franz. Übers. v. L. Harf-Lancner 1994). Die Kompilation umfaßt ca. 16000 Verse, Zwölfsilber, die dann seit dem Spätmittelalter Alexandriner heißen. Die *Laissen*-form ist bewahrt; die Assonanzen werden aber zugunsten meist reiner Reime aufgegeben. Die wunderbaren Elemente der Handlung sind, wohlge-merkt, Teile einer wirklichen, allerdings exotischen Welt – ganz ähnlich wie im *Herzog Ernst* (s. Kap. 7). Sie werden vielfach dem Publikum kommentarlos als Objekte des Staunens präsentiert, da und dort aber auch dem Helden zur ‚Bewältigung‘ aufgegeben wie schon zu Anfang das Pferd Bucephalus. Außer- und übermenschliche Wesen wird dann auch der höfische Ritter bestehen müssen, auch wenn sie anderer Art sein werden. Eine große Rolle spielt schon in der antiken Alexanderliteratur die Freude an der Entdeckung unbekannter Länder der Erde, schließlich auch des Meeres und des Himmels. Alexander läßt sich in einem Glasgefäß in die Tiefen des Wassers versenken und von Greifen in die Lüfte tragen. Von der unmöglichen Überschreitung der Grenzen der Erde steht er allerdings schließlich ab. Alexanders Ausbildung kann

in vielerlei Hinsicht Vorbild höfischer Erziehung sein. Ob die Konzentration auf die persönlichen Intentionen des Helden auch schon etwas Romanhaftes an sich trägt, wäre für jede der volkssprachigen Fassungen eigens zu beurteilen, die durchaus verschiedene Wege gehen. Abgesehen von der Abhängigkeit Lambrechts von Alberic ist ein sicherer Zusammenhang germanischer und romanischer Alexanderromane bisher nicht nachgewiesen worden. Beide gehen unabhängig voneinander auf antike Quellen zurück – außer Jacob van Maerlant und Ulrich von Etzenbach (spätes 13. Jh.), welche als Vorlage Walters *Alexandreis* verwenden (s. Kap. 7), der seinerseits auf Curtius Rufus beruht, den auch Rudolf von Ems (Mitte 13. Jh.) überwiegend benutzt hat (vgl. GLMF IV, 2014, S. 35–78).

Eine Episode gibt allerdings quellenkritische Rätsel auf, und zwar ausgerechnet eine, welche das sonst im Alexanderstoff weithin ausgesparte und für den Höfischen Roman so wichtige Minnethema anschlägt, wenngleich auf seltsame Weise. Unter den Wundern des Orients finden sich die sog. Blumenmädchen, junge, schöne, liebeslustige, aus Blumen eines Zauberwaldes entsprossene Frauen, die den Männern Alexanders alle erotischen Wonnen schenken. Sie begegnen in keiner lat. Quelle, jedoch in einer Vorstufe der Kompilation des Alexandre de Paris und dann in dieser selbst (Branche III, V. 3334–3387, 3457–3550) sowie im *Straßburger Alexander*, der sonst nichts aus dem Französischen übernommen hat. Sie sind wohl orientalischen Ursprungs, so daß es nicht recht einzusehen ist, warum sie erst ein Franzose und nicht schon ein Grieche in den Alexanderroman eingebracht haben sollte, auch wenn wir kein Zeugnis dafür besitzen (anders Friede 2003, S. 20–81, die die enge Verwandtschaft mit den afrz. Feen-Lais – s. Kap. 13 – betont). In der Fassung Alexanders von Paris entfachen sie bei den griechischen Kriegern sofort flammende Leidenschaft, lieben selbst die Männer über alles in der Welt und wählen aus ihnen, jede den ihren, aus. Sie geben sich die ganze Nacht und drei Tage lang nach Herzenslust der Liebe hin. Aber außerhalb des Schattens der Bäume sterben sie auf der Stelle. Am Anfang des Winters werden sich die Frauen, die überlebt haben, in die Erde zurückziehen, um sich vor der Kälte zu schützen, und bei Beginn des Sommers in der Gestalt von weißen Blumen wieder aufleben. Blumengewänder tragen sie dann auch in menschlicher Gestalt. Aus dem Wald mitgenommen können sie also nicht werden. Alexander muß seine Krieger nach vier Tagen gewaltsam dem Liebeszauber entziehen. Er selbst hat sich ihm gar nicht ausgeliefert. Diesbezüglich waren in der afrz. Vorstufe die Akzente verschieden gesetzt. Viel stärker weicht aber die mhd. Fassung ab. Die Blumenmädchen im *Straßburger Alexander* (V. 5157–5358) sind ebenso vegetative Wesen, jedoch nicht dem jahreszeitlichen Wechsel von Sterben und Wiedergeburt, sondern dem endgültigen Tode ausgeliefert. Sie entsteigen zu Anfang des Sommers tausenden wunderschönen roten und weißen Blumen im Schatten der Bäume und singen lockend wie Sirenen. Alexander gibt sich mit dreitausend Kriegern den Liebesfreuden hin – den größten ihres Lebens, wie es in V. 5323f. heißt. Doch im Herbst müssen sie das Verwelken ihrer Frauen mitansehen und traurig den Wald wieder ohne sie verlassen. Eine Gefahr, dem Bann auf Dauer

zu verfallen, besteht so nicht. Das steht im resignativen Einklang mit Alberics Zitat des salomonischen *vanitas*-Spruchs zu Anfang und mit dem Schluß des *Straßburger Alexander* (V. 7274–7278): „Nichts mehr behielt er [Alexander] von allem, was er je durch Kämpfe errungen hatte, als ein Stück Erde, sieben Fuß lang, wie der geringste Mann, der je zur Welt kam“ (*niwit mêr er behîlt/allis, des er ie beranc, /wene erden siben vôte lanc, /alse der armiste man, /der in die werlt ie bequam*). Ob der Redaktor dieser Fassung, ob Alberic, ob Lambrecht, ob Alexandre de Paris oder einer seiner Gewährsmänner eine in sich konsistente Deutung der Alexanderfigur vorlegen wollte, scheint äußerst fraglich. Am intensivsten hat sich Walter von Châtillon um eine solche Deutung bemüht, wie in Kap. 7 auszuführen war. Doch stand ihm gerade seine Gelehrsamkeit im Wege; weniger deshalb, weil er um die schon im paganen Altertum schwankenden Urteile wußte, als deshalb, weil er dem Heidentum seines Helden gerecht werden wollte, ihm aber sein christlicher Standpunkt dabei doch immer wieder in die Quere kam. Die volkssprachigen Autoren (nicht nur der Alexanderromane, sondern mehr oder minder aller Antikenromane) vermögen jene historische Distanz viel weniger zu wahren, obwohl sie sich ab und an doch auch sichtlich darum bemühen. So kommen ihnen bzw. den heidnischen Akteuren ihrer Geschichten immer wieder die heidnischen und christlichen Gottes- und Jenseitsvorstellungen durcheinander. Alexander, und nicht nur er, beten abwechselnd zu den Göttern, zu dem einen Gott und einfach zu Gott. Da die Autoren der (Pseudo-)Historie(n) von Alexander anders als Homer, Vergil oder Statius die heidnischen Götter nicht aktiv in die Handlung eingreifen lassen, brauchen die christlichen Bearbeiter erst jener Geschichten, die sie den zuletzt genannten Dichtern entlehnt haben, Erklärungen dafür zu liefern. Sofern sie nicht alles als Hirngespinnst abtun, können sie von poetischer Fiktion oder von Realität ausgehen. Vielfach treten Götter und Göttinnen in den antiken Epen als allegorische Personifikationen auf, Mars für den Krieg, Venus für die Liebe etc. Das konnte man ausweiten. Wo sie sich in ihrem Wirken nicht oder schwer als Allegorien begreifen lassen, werden sie als Dämonen (teuflische Luftgeister) oder fälschlich zu Göttern überhöhte Menschen verstanden (G 256). Nicht selten schwanken die Bearbeiter beträchtlich zwischen diesen Möglichkeiten, bisweilen sogar bei derselben göttlichen Gestalt im selben Werk. So interessant dies vom geistesgeschichtlichen Standpunkt aus ist, so ästhetisch unbefriedigend muß uns vielfach das Ergebnis erscheinen. Daran krankt das ganze Subgenre des Antikenromans, am wenigsten, wie gesagt, noch der Alexanderroman. Die ambivalente Beurteilung des Helden seit der Antike zwischen unvergleichlicher militärischer und politischer Größe und maßloser Hybris vererbt sich jedoch dem Mittelalter und wird durch den religiösen Abstand nicht geringer. Alexanders Aufbegehren gegen die Götter, ja seine Rivalität mit ihnen rücken ihn dem einen (jüdischen oder christlichen) Gott auch nicht näher, eher im Gegenteil. In der großen *Alexandre*-Kompilation Alexandres von Paris, aber mit gewissen Abstrichen in allen mittelalterlichen Alexanderdichtungen erscheint der Makedonier als Muster der Kampfeskraft (*proesce*), Freigebigkeit, Gerechtigkeit, Strenge und Großmut. Aber die

ganze Welt beherrschen zu wollen, ja diese sogar als zu eng für das eigene Streben zu empfinden (vgl. IV, 1030: *que tous cis mons estoit a un home petis* „daß diese ganze Welt für einen Menschen zu klein war“), provoziert jedoch geradezu den tiefen Fall: IV, 1642: *Cil qui se desmesure si puet molt tost chair* „Wer sich überhebt, kann sehr schnell stürzen“; IV, 1673 f.: *Qui trestout veut tenir tout pert a abandon, Souvent i pert grant chose par malvaise achoison* „Wer alles haben will, verliert alles auf einmal, verliert oft dabei Großartiges aus üblem Grund“. Lambrecht (oder sein Fortsetzer im *Straßburger Alexander*) findet einen Ausweg im Rückgriff auf eine jüdisch-talmudische Tradition im lat. *Iter ad paradisum* aus dem 12. Jh. Alexander will sogar das irdische Paradies erobern, unterwirft sich aber den Mahnungen eines alten Mannes, der seine Worte durch einen symbolischen Zauberstein aus dem Paradies bekräftigt, und wird zum idealen Herrscher (V. 7260–69) ohne Krieg und Machtgier. Nichtsdestoweniger stirbt er nach zwölf Jahren Friedensherrschaft doch an Gift. Beides entspricht nicht der realen Historie. Die Bekehrung aber raubt dem jähen Tod die strafende Wirkung, auch wenn das Grab den Herrscher dann den ärmsten Leuten gleichmacht (s. Zitat v. V. 7274–7278 oben).



Von einer Ausnahme abgesehen (Paris, B. N. ms. fr. 375) ist der *Roman d'Alexandre* nie zusammen mit anderen Antikenromanen, die ja in paargereimten Achtsilbern (zur Rezitation) abgefaßt sind, überliefert. Nicht viel sagen können wir über den afrz. *Roman d'Apollonius* von ca. 1150/60, weil davon nur 52 Verse (in der Stadtbibliothek Danzig) erhalten sind. Eng zusammen gehören *Roman de Thèbes*, *Roman d'Eneas*, *Roman de Troie*. Wahrscheinlich sind sie in dieser Reihenfolge in zeitlicher und räumlicher Nachbarschaft für den (ambulanten) Hof König Heinrichs II. von England und Eleonores von Aquitanien in normannisch-poitevinischem Französisch etwa 1150/1165 verfaßt worden. Sie teilen mit dem *Alexanderroman* die Waffen- und Kampfbeschreibungen, die Rats- und Gesandtschaftsszenen, die Totenklagen, den kollektiven Charakter der Kriege, stehen damit alle dem Heldenepos nahe, gehen aber im Gegensatz zu diesem alle auf bekannte schriftliche Quellen zurück, speisen sich nicht aus mündlicher Sagenüberlieferung, ja, transportieren mit den antiken Quellen gelehrtes Wissen über Mythologie, Geschichte, Geographie etc. in die mittelalterliche Welt. Und ihre Autoren machen sich erkennbar viel mehr Gedanken über ihre Aufgabe als Dichter, die sie zuerst als eine erzieherische darstellen. Schließlich gehört zu der mitgeführten Gelehrsamkeit mehr und mehr die Benutzung der antiken Rhetorik, wie sie auch in die nordfranzösischen lat. *Artes poeticae* aufgenommen wird (s. Kap. 2). Vergleichsweise geringe Spuren davon finden sich noch im *Roman d'Alexandre* sowie im ältesten der drei ‚normannischen‘ Romane, dem ***Roman de Thèbes*** von ca. 1150 (zu diesem vgl. G. Raynaud de Lage, in: GRLMA IV, 1978, S. 170–174), obwohl es ihren Autoren nicht an Selbstbewußtsein mangelt. Ganz ähnlich wie in Branche IV des *Roman d'Alexandre*